Zu Peter Roseggers 70. Geburtstag.

Peter Rosegger, der beliebte steirische Dichter und Erzähler, feiert am 31. Juli seinen 70. Geburtstag. Er ist in Alpl bei Krieglach in Steiermark geboren. In seiner Jugend für das Schneiderhandwerk bestimmt hat er 4 Jahre lang mit seinem Meister das Steirer Land durchzogen und tiefe Einblicke in das Leben und Fühlen des Volkes gewonnen. Trotz seiner schweren Arbeit fand er Zeit, zahlreiche Gedichte und Erzählungen zu verfassen, deren Wert der Chefredakteur der „Grazer Tagespost", Dr. Swoboda,



Peter Rosegger.

erkannte. Freunde und Gönner fanden sich, um dem jungen Natur- und Volksdichter zu seiner Ausbildung Mittel und Wege zu weisen, und von Stufe zu Stufe stieg der Dichter, den eine warme Liebe zum Volk, eine edle Gesinnung, ein erfrischender, treuherziger und schalkhafter Humor auszeichnen, in der Gunst der Leser empor. Die meisten seiner vielen Erzählungen haben weiteste Verbreitung gefunden, besonders bekannt sind seine „Schriften des Waldschulmeisters" und die von ihm gegründete, bis 1906 geleitete und nachher mit Beiträgen bereicherte Monatsschrift „Heimgarten". Roseggers Streben ist immer, in hilfreicher Menschenliebe Kulturwerte zu schaffen und die Güter eines Volkes, vor allem auch seine Sprache zu veredeln und durch gediegene Anregung zu fördern. In letzterer Hinsicht bedeutet es einen besonderen Ruhm für Rosegger, die Anregung zu dem Schutzfonds zur Gründung und Erhaltung deutscher Schulen an den Sprachgrenzen in Oesterreich gegeben zu haben, wobei innerhalb von 11 Monaten 1000 Bausteine von je 2000 Kronen gestiftet wurden. Der meist in Graz lebende Dichter war immer von sehr zarter Gesundheit; um so dankbarer wird der große Kreis seiner Verehrer seines 70. Geburtstags gedenken.

Die Beiträge, die Rosegger seit 1906 zu dem „Heimgarten" beigesteuert hat sind bei L. Staackmann, Leipzig, unter dem Titel „Heimgärtners Tagebuch" erschienen, aus dem wir folgende ansprechende Skizze entnehmen: „In einem Dorfwirtshause saßen sie an einem Tische, und das muß ins Tagebuch. Der stattliche Grundbesitzer und das schmächtige Schneiderlein. In des ersterem Schnauzbart waren mehr Haare als am ganzen Kopfe des Schneiders, obwohl auch dieser keine Glatze hatte, nein, das könnte ich nicht sagen. Eher vielleicht eine etwas ausgedehntere Denkerstirn. Der Großbauer hatte einen Humpen Bier vor sich und rauchte einen Dürrstengel; sitzt man schon einmal im Wirtshaus, so will man sich auch nicht lumpen lassen. Der Schneider war nicht als Gast da, sondern als Handwerker; er nadelte an einer Joppe. Sie führten miteinander ein lebhaftes Gespräch; der Bauer schien sich zu beklagen darüber, daß halt das Leben so sauer sei.

„'s ist schon nit mehr zu sagen," rief er, „was alles verlangt wird von Unsereinem. Die Wirtschaft soll man führen, die Abgaben muß man leisten, den Soldatendienst hat einer zu machen. Für seine Familie und Verwandten soll man sorgen, den Nachbarn soll man beistehen, Kinder soll man zügeln; für die Zukunft, wie es heißt, soll man auch was tun. Wohin mit der Welt möcht ich wissen, was man alles leisten soll! An sich selber muß man doch auch denken."

Der Schneider blinzelte mit einem Auge, das andere machte er weit auf, denn er fädelte gerade ein. „Ich denk', Bauer," sprach er dann mit zartem Stimmlein, „es kommt darauf an, wie man's sagt. Sollen und Müssen, weiß wohl, ist freilich hart. Aber dürfen! Sag statt Sollen just einmal Dürfen und es ist federleicht. Deine schöne große Wirtschaft darfst du führen, fürs Vaterland darfst du beitragen und darfst es wie ein Ritter helfen beschützen. Für deine Familie und Verwandten darfst du sorgen und dem Nachbar darfst du aushelfen, er nimmt's an, er dankt dir's noch. Auch Kinder zügeln darfst du, und für die Zukunft, die was em bissel fürnehmer wird ausfallen, darfst du mittun, ist das nit eine Freud und eine Ehr! Und dir selber darfst auch noch was gunnen. Keiner neidet's. Jetzt schau einmal, Mensch, wenn man nicht tät dürfen! 's Leben wär langweilig wie in einem Hundskobel!"

Der Bauer stand schwerfällig auf, warf den Zechgroschen hin. „Schneider," brummte er mit Verachtung, „deine geschwollenen Reden brauch ich nit. Von Hungerleidern wird freilich nix verlangt. Die haben leicht schwatzen." Und polterte zur Tür hinaus.

Der Schneider zeigte ihm ein boshaftes Gesicht nach. „Es scheint," schmunzelte er, „bei dem hab ich's jetzt verschüttet. Hi, hi, dem seine Stör (= Hausschneiderarbeit) hätt' ich eh nit kriegt, der laßt vom Ungarischen arbeiten. Dei, dei, bei dem Großbauern da, bei dem tät' ich höllisch gern sollen. Und tu nit einmal dürfen."

Aber darin, meine ich, hat er recht, der Schneider; wenn der Mensch nicht sollte gut und tüchtig sein dürfen, das Leben wäre langweilig wie im Hundskobel."

Allerlei Heiteres. — Rätselecke.

Aufrichtig. Köchin: „Jetzt sei einmal aufrichtig und sag' mir, liebst du eigentlich mich oder meine Knödel?" — Soldat: „Du fragst noch? O, was wären die Knödel ohne dich?"

Einsicht. „Sie halten sich ja sehr oft bei Ihrer jüngsten Tochter auf, Frau Rat?" — „Jawohl. Ihr Mann ist der bravste meiner Schwiegersöhne; er verdient mich eigentlich gar nicht so oft."

Vexierbild.



Wo ist die junge Sennerin?

In der Sprechstunde. Professor (kopfschüttelnd): „Mit achtzehn Jahren schon ein Bierherz! Daß ihr jungen Leute mit dem Herzen doch gar nichts anderes anzufangen wißt!"

Hindernis. „Warum haben Sie denn Ihren Automobilpflug wieder abgeschafft. War er nicht praktisch?" — Landwirt: „O ja, aber die Knechte fuhren damit spazieren."

O, diese Jugend! Besucher: „Also Vaters Uhr hast du schon einmal zum Reinigen fortgebracht; dahin könntest du auch die meinige einmal bringen." — Der kleine Willy: „Gewiß, es ist ganz in der Nähe!" (Nach einer Viertelstunde kommt Willy triumphierend zurück): „Onkel, drei Mark habe ich darauf gekriegt!"

Verlängertes Glück. Junge Dame (als ein Leutnant in den Wagen steigt): „O, jetzt wünschte ich nur, unser Schnellzug wäre eine Sekundärbahn!"

Silbenrätsel.

Im Lenz ergrünt das erste Paar,
Das andre stellt der Zeichner dar.
Zu Sommerszeiten steht das Ganze
Im Ersten als bekannte Pflanze.

J. Falck.

Sinnrätsel.

Alljährlich kommt es wieder,
Besteht aus sechs der Glieder:
Wer's so nicht finden kann,
Such es bei manchem Mann.

Fritz Guggenberger.

Auflösungen aus voriger Nummer:

des Bilderrätsels: Was frag' ich viel nach Geld und Gut, wenn ich zufrieden bin; — des Buchstabenrätsels: Sumpf, Rumpf; — des Silbenrätsels: Burg, Dorf, Burgdorf.

Nachdruck unserer Originalartikel wird gerichtlich verfolgt.

Druck von W. Kohlhammer. Redaktion: Dr. E. Görlach in Stuttgart.
Verlag von P. A. Sanß, Altena i. W.



№ 30. | Wochenbeilage zum Altenaer Kreisblatt. | 1913.

Abseits der großen Straße.

Novelle von **Lidy Strakosch.**

(Fortsetzung.)

Oberförsterei Neuwild, den 5. Mai.

Meine geliebte, süße Else! Ich danke Dir von Herzen für Dein liebes Briefchen, das ich gestern bekam. Denke Dir, mit was ich gerade beschäftigt war? Nein, Du wirst es wohl nicht raten! Ich war in den Hühnerstall geklettert, nachzusehen, wieviel Eier die Hühner gelegt hatten. Du wirst lachen und Dir das Bild nicht vorstellen können, aber es war so.

Jetzt, wo es von Tag zu Tag herrlicher draußen wird, gefällt es mir viel besser hier. Onkel behauptet, ich hätte schon ganz rote Backen bekommen von der guten Landluft. Dein Prinzeßchen ist also auf dem besten Wege, ein richtiges Bauernmädel zu werden. Jetzt denke Dir aber, was mir passiert ist! Vor ein paar Tagen — es war wunderbares Wetter — nahm ich mein Tagebuch und machte mich auf den Weg zu meinem Lieblingsplätzchen auf einer kleinen Anhöhe am Anfang des Waldes. Dort steht eine Bank mitten in Tannen, ein idyllisches Plätzchen. Aber ich kam nicht zum Schreiben, wie ich es vorhatte. Auf einmal sprang Nero, der große Jagdhund aus der Oberförsterei, durch die Büsche und mit freudigem Bellen an mir in die Höhe. Ihm nach stolperte Fritz und ein Bauernjunge, und beide hatten große Sträuße von Maiblumen in den Händen. Weil ich so entzückt von den Blumen war, versprachen sie mir die Stelle zu zeigen, wo die meisten blühten. Ich folgte ihnen und dachte im Augenblick gar nicht mehr an mein Tagebuch. Erst als ich vollbeladen mit den Blumen nach Hause kam, fiel es mir ein. Es blieb mir nichts anderes mehr übrig, als noch einmal an die Bank zurückzukehren. Aber von meinem Buch keine Spur. Alles Suchen war vergeblich; es war und blieb verschwunden. In der Nacht gab es einen tüchtigen Regenschauer; nun war ich sicher, daß es wenigstens völlig zerweicht irgendwo auf einem Waldweg lag. Wenn ich auch hier keine Angst zu haben brauche, daß es von irgend jemand gefunden werde, so war mir das auf alle Fälle doch eine Beruhigung. Leid tut es mir ja; das Tagebuch ist mir die ganzen Wochen ein lieber Freund gewesen. Ich werde aber doch wieder ein neues anfangen. Sowie ich nach Sieghausen komme, besorge ich mir ein ähnliches Heft.



Gemälde von C. v. Bergen.

Diese zwei letzten Wochen sind überhaupt sehr ereignisreich gegen sonst. Erst der Kaffeeklatsch, dann der Verlust meines Tagebuches, und gestern lernte ich auch Doktor Köhler, den Arzt von Sieghausen, kennen. Ich schrieb Dir ja, was die Mädchen mir von ihm erzählten.

Es kam so. Fritz wurde auf einmal krank. Vorgestern abend fing es an.

Ferienfreuden. Gedicht von A. Hummel.

„Mutter, grüß Gott, hier sind wir schon,
Bringen dir Sträuße von rotem Mohn,
Auch Kornblumen drin vom Aehrenfeld.
Sag', welcher Strauß dir am besten gefällt!

Das ist doch köstlich und mächtig fein,
Felder durchstreifen im Sonnenschein,
Laufen und rasten, wie's grade beliebt, —
Vergessen, daß es auch Schulen gibt.

Denn die Schule ist aus für lange Zeit,
Und wir freu'n uns all der Herrlichkeit,
Des Vogels, des Schmetterlings leichter Gestalt,
Auf blumiger Wiese, im kühlen Wald.

Und denk', heut' lief ein Has' über'n Weg,
Forellen spielten am Wiesensteg,
Und als wir uns in den Wald gewagt,
Ein Eichhorn haben wir fast erjagt

Doch hat sich's zu schnell aus dem Staub gemacht,
Sonst hätten wir's sicher dir mitgebracht,
Nun kommen wir leer, doch heil und gesund
Und bringen nur Blumen und — hungrigen Mund."



Eine serbische Mitrailleusenabteilung. (Phot. Zivkovits u. Antonijevits, Belgrad.)

Es war ihm schlecht; er hatte Schmerzen im Magen und im Kopf. Tante war sehr ängstlich, weil sie doch die Verantwortung hat, darum ließ sie den nächsten Morgen nach dem Arzt telephonieren. Wie das hier auf dem Lande üblich ist, nötigte ihn Tante, nachdem er sie über Fritzchens Zustand beruhigt hatte, zu einem kleinen Frühstück. Herr Doktor ist ein großer breitschultriger Herr mit stahlblauen, fast strengen Augen. Er hat einen dunklen, englisch geschnittenen Schnurrbart, sehr schöne weiße Zähne und trägt einen großen Schmiß auf der einen Wange.



König Carol I. von Rumänien.

Mindestens eine halbe Stunde saß der Doktor bei uns und ließ sich das Frühstück schmecken. Wenn er sich bei allen Kranken so lange aufhält, muß er ja ungeheuer viel Zeit verbrauchen. Er hat in seinem ganzen Auftreten so etwas Bestimmtes, fast Befehlendes, was mir eigentlich ganz gut gefällt. Aber ich glaube, seine Stimme könnte nie weich und zärtlich werden.

Uebrigens, Du schreibst, Leutnant Feldern ginge jetzt mit Aennchen Genth täglich zum Tennisspiel. Am Ende, Else, hätte ich mein Herz an einen Unwürdigen gehängt? Du schreibst so schonend darüber; Du weißt mehr! Bei aller Freundschaft teile es mir mit. Es ist gut, daß Doktor Köhler verlobt ist. Du könntest vielleicht meinen, ich wollte mich auf gleiche Weise rächen, aber sei unbesorgt. So etwas gibt es bei mir nicht.

Jetzt habe ich Dir aber so ziemlich alles mitgeteilt. Ich denke in Liebe Dein, meine Else, und bleibe immer Deine Inge.

Sieghausen, den 27. Mai.

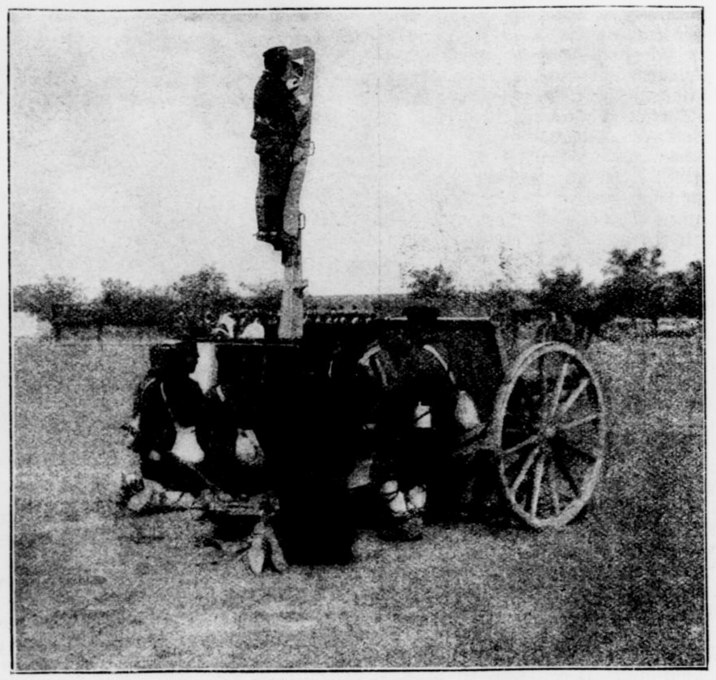
Lieber Alfred! Ich habe ja gewußt, daß Du mit Deinem feinen Verständnis die Sache so auffassen würdest. Nun wohl! Du interessierst Dich sehr für den Fortgang meines Erlebnisses — so höre! Auch Deinem zweiten Wunsche komme ich nach, Freund, Bruderherz, ich bin verliebt! Aber was sage ich? Verliebt kann ein Primaner sein! Ich habe ein kleines schlankes Mädel so lieb, wie man die haben soll, die man zu seiner Lebensgefährtin machen will. Du wirst wohl lächeln und es nicht glauben wollen; aber es ist so, den wilden Herbert haben ein paar liebe unschuldige Augen zahmgemacht. Das heißt, vorläufig ahnt sie ja noch nichts davon. Sie schwärmt ruhig vielleicht noch für ihren Leutnant weiter, weil er ihr die Hand geküßt hat. Alle Knochen möchte ich ihm im Leib zerschlagen; und Du weißt, wenn ich hinschlage, da steht keiner so leicht wieder auf.

Du wirst wohl schon gemerkt haben, es handelt sich also wirklich um meine kleine Tagebuchschreiberin!

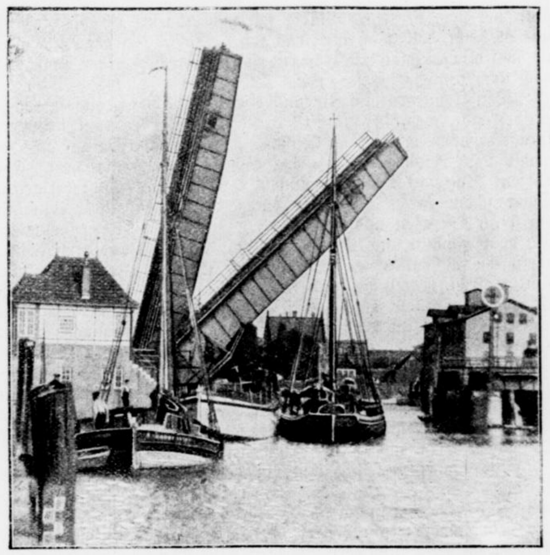
So niedlich hat sie vor mir gestanden, wirklich wie so ein Prinzeßchen, in der Hand noch eine graue Socke des Herrn Oberförsters, an der sie scheinbar herumgeflickt — ich nehme wenigstens an, daß sie diesem würdigen Herrn gehörte —, und so ein bißchen von oben herab zu mir heraufgeschaut und auch wieder ein bißchen schelmisch gelacht. Ich weiß nicht, war es wegen der unheimlich großen Socke oder der Beschreibung, die die Sieghausener Schönen von mir gemacht haben. Da ist mir so eigentümlich zumut geworden, wie noch nie. Wenn sie wüßte, daß ich der Bösewicht bin, der alles das, was sie da nur so insgeheim ihrem Tagebuch anvertraut hat, las und es ihr noch nicht einmal mit einem höflichen Kratzfuß zurückerstattet hat! Zum Kuckuck, mir ist ganz heiß geworden bei diesem Gedanken. Aber gefreut hat's mich, gefreut, daß sie so ein reizender Kerl ist! Ich kann Dir gar nicht sagen, wie sehr.

Es kam so. Man hatte mich in die Oberförsterei zu Neuwild gerufen, weil der Pensionär dort krank geworden war. Ich hatte schon wieder meinen Fund vergessen gehabt, und nun führt mich der Zufall schnurstracks zu ihr ins Haus.

Zuerst feierlicher Empfang der Tante — übrigens eine sehr nette, liebenswürdige Dame —, Untersuchung des Kranken, der wahrscheinlich zuviel Obst genascht und sich gründlich den Magen dabei verdorben hatte. Alles fällt zur gegenseitigen Befriedigung aus; Tante nötigt zu einem Frühstück. Ich schlage natürlich mordsvergnügt ein. Und da sitzt „sie" bei unserem Eintritt am Fenster und stichelt. Ich dehnte das Frühstück so lange wie möglich aus; ich glaube, die Tante saß schon ein bißchen auf Kohlen wegen ihres Mittagessens. Es war merkwürdig, den ganzen Tag konnte ich den Gedanken an die kleine blonde Hexe nicht los werden. Was tat ich? Ich erschien einfach den nächsten Morgen wieder in der Oberförsterei, um angeblich nach dem Kranken zu sehen, der mir mit einem Käsebrot von gewaltiger Größe in der einen



Bulgarische Artillerie. (Phot. C. Chusseau-Flaviens, Paris.)



Die neue Klappbrücke im Hafen von Husum, die an Stelle der alten Drehbrücke gebaut wurde. Die neue Brücke kann in 2—3 Minuten gehoben werden, während man zur Hebung der alten nahezu 30 Minuten brauchte.

nämlich der General Coffinières, daß alle das Genfer Kreuz tragenden Personen sich bei der Kommandantur zu melden und ihre Berechtigung zum Tragen desselben nachzuweisen hätten. Die als berechtigt befundenen Personen sollten Legitimationskarten erhalten, welche sie jederzeit bei sich tragen und den Militär- wie Zivilbeamten auf Verlangen vorzuzeigen verpflichtet sein mußten. Die ohne Berechtigung das Kreuz tragenden, der Spionage verdächtigen Personen sollten jedoch verhaftet, verhört und bestraft werden. Da ich keinerlei Ausweispapiere bei mir führte, war ich in größter Gefahr, als deutscher Spion gemaßregelt zu werden. In meiner Not wandte ich mich an einen der Offiziere der Chasseurs, die bei uns im Quartier gelegen. Nur auf dessen Zeugnis und Fürsprache hin erhielt ich eine Legitimationskarte als Krankenwärter. Jedoch die Spionenfurcht und die Zahl der Mißgünstigen ist so groß, daß wir als Deutsche keinen Augenblick vor Verhaftung sicher sind und dann sicher das Schlimmste zu befürchten haben."

„Das beste wird sein," antwortete ich auf die Ausführungen meines Vaters, „wir verlassen noch heute nacht oder spätestens morgen früh die Stadt. Ich habe über 1000 Franken bei mir. Gegen ein gutes Trinkgeld sollen die französischen Wachen jeden, der es verlangt, hinauslassen. Auch könnten wir uns einen Soldaten mieten, der uns durch die französischen Vorposten das Geleit geben würde; für die deutschen wurde mir ein Passierschein vom deutschen Hauptquartier für uns beide ausgestellt."

„Wenn es bloß auf unsere Sicherheit ankäme, würde ich deinem Vorschlage gerne zustimmen," antwortete da mein Vater. „Allein unter meinen Kranken sind zwei verwundete Elsässer, mit denen mich die herzlichste Gemeinschaft verbindet und denen ich das Versprechen gegeben habe, sie nur in der äußersten Gefahr zu verlassen. Auch die übrigen mir anvertrauten Verwundeten hängen an mir wie an einem Vater und würden nicht verstehen, wenn ich sie plötzlich verlassen würde. Wir wollen daher noch einige Tage hier bleiben; du bist mein Gehilfe und wirst mir bei der schweren Arbeit an den Kranken nützlich sein."

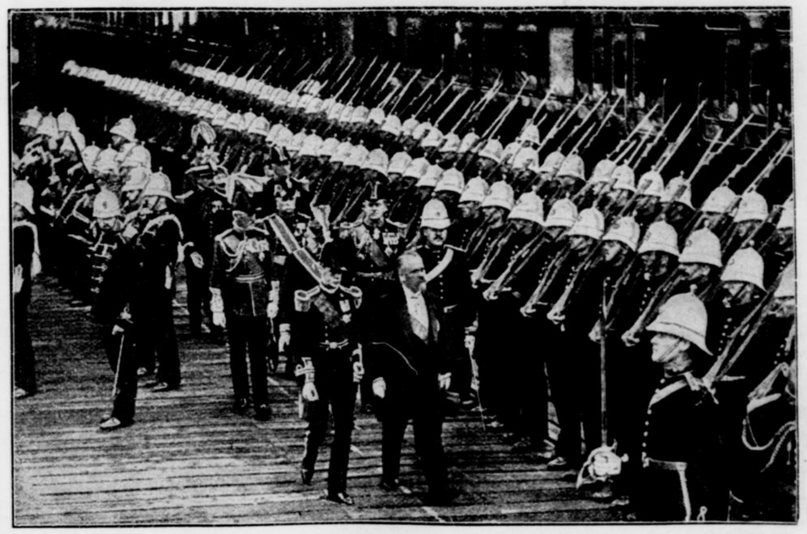
5. Im Spitalwagen.

Die zehn Tage, die ich als Gehilfe meines Vaters im Spitalwagen verbrachte, werde ich mein Leben lang nicht vergessen. Welch unermeßliches Elend habe ich in jener kurzen Zeit gesehen! Und wenn ich später von Krankheit oder sonstiger Not heimgesucht war und mit meiner Lage und Gottes Schickung unzufrieden werden wollte, da kamen wir allemal die in dem Metzer Spitalwagen in ihren Todesqualen liegenden, halb verhungerten französischen Soldaten in den Sinn. Wenn ich mir dieses Jammerbild vor Augen malte, da erhob sich mein Herz immer wieder zu Dank gegen meinen Gott.

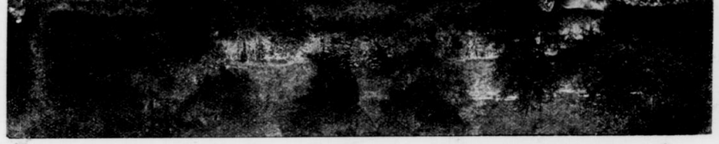
Gleich als ich das erstemal den Spitalwagen betrat, erschrak ich darüber, wie eng neben- und übereinander die Kranken in demselben liegen mußten. Und doch war dies bei der ungeheuren Anzahl von Verwundeten, welche die vier mörderischen Schlachten vor Metz gefordert hatten, nicht anders möglich. Dazu kamen täglich neue Kranke, die infolge Mangels an Nahrung oder durch Erkältung — gewährte ja doch ihr Zeltlager keinerlei Schutz vor Regen und Kälte —, an Typhus, Nervenfieber, Gelenkrheumatismus und dergleichen schwer erkrankt in den Spitalwagen auf dem Königsplatze untergebracht werden mußten. Um mehr Platz zu schaffen, hatte man in dem Wagen meines Vaters bereits zehn Hängematten eingerichtet, welche, mit Decken und Betten versehen, von den Kranken sogar als Lager bevorzugt wurden, da sie in denselben meist bequemer lagen und weniger der feuchten Witterung ausgesetzt waren.

Und wie froh wären wir gewesen, wenn wir den Armen wenigstens auskömmliche und gute Speisen hätten darreichen dürfen! Aber leider fehlte es da an dem Allernotwendigsten, vor allem an Salz, um die Speisen schmackhaft zu machen, an Milch für die Magen- und Darmkranken, bald aber auch an Brot und Fleisch zum Kochen von Krankensuppen. Das Brot, welches sich täglich verschlechterte, durfte von den Bäckern nur gegen Vorzeigen einer besonderen Karte abgegeben werden; Erwachsenen durften täglich nicht über 400 Gramm, Kindern von vier bis zwölf Jahren nicht über 200 und Kindern unter vier Jahren nicht über 100 Gramm Brot geliefert werden. Das Fleisch wie alle Lebensmittel hatten schon Ende September einen unerschwinglichen Preis erreicht. Das Kilogramm Rindfleisch kostete 9, Kalbfleisch 14, Speck 18, Butter 36, Salz 16—18, Zucker 14 Franken. Für ein Huhn mußte man 15 bis 18, für ein Kaninchen 20—23 Franken und für ein Ei einen halben Franken (40 Pfg.) bezahlen.

Von all diesen Nahrungsmitteln kam nichts in den Spitalwagen. Höchstens die Reichen und die Herren Offiziere gönnten sich derartige teure Leckerbissen. Wir erhielten täglich ein Stück Pferdefleisch und elendes, halb verschimmeltes Kleiebrot, wovon wir unseren Kranken kochen sollten. Der Mangel an Salz machte das an und für sich schon wertlose und ekle Fleisch der nur noch aus Haut, Sehnen und Knochen bestehenden Pferde fast ungenießbar. Bei dieser elenden Nahrung war es kein Wunder, daß so viele der armen Verwundeten starben, die bei besserer Kost und stärkenden Mitteln wohl mit dem Leben davongekommen wären. Andererseits war die Zähigkeit mancher Kranken bewundernswert. Noch heute sehe ich den großen, starken Zuaven mit seinen harten Zügen und seinem pockennarbigen Gesicht in der hintersten Ecke unseres Wagens auf einer Strohmatte liegen. (Forts. folgt.)



Von der Besuchsreise des Präsidenten der französischen Republik, Raymond Poincaré, nach London. Der Präsident schreitet nach der Ankunft in Portsmouth am 24. Juni in Begleitung des englischen Kronprinzen Eduard Albert, Prinzen von Wales, die Front der Ehrenkompagnie ab.



den von oben herab zu mir heraufgedrungen und auch viele der erkrankten Soldaten hatten sich dort ein kühlendes Lager gesucht. Ich weiß nicht, war es wegen der unheimlich großen Hitze oder der Ziegelbedeckung, die die Strahlen der Sonne fernhielt, jedenfalls war es dort oben viel kühler als in den Zimmern, und ich verbrachte dort manche Stunde, wenn ich mich nicht gerade in meinem Garten aufhielt, der mir ja auch Kühlung genug bot.

Gleich als ich das erstemal den Spitalwagen betrat, erblickte ich darüber, wie eng neben- und übereinander die Strohsäcke in den Wagen lagen. Man hatte wie in den Güterwagen, die in Friedenszeiten Soldaten in ihren Kasernen liegen, halb verhungerten französischen Soldaten in den Sinn. Wenn ich mir dieses Jammerbild vor Augen halte, so drängt sich mir immer wieder zu Tage gegen meinen Gott.

Hand und einigen anscheinend gemopsten unreifen Stachelbeeren in der anderen entgegenkam. Ich hätte den Bengel abküssen mögen, denn da war es vorauszusehen, daß er mich den folgenden Tag wieder nötig haben würde.

Inge (hübscher Name, was?) stand auf dem Hofe und fütterte das Hühnervolk. Weiß Gott, ich bin nicht poetisch, aber ich mußte tatsächlich an Werthers Lotte denken, wie ich sie so sah. Füttern taten sie ja beide; ob's jetzt Kinder oder Hühner sind, ist doch schließlich einerlei.

Na, ich benütze die Gelegenheit, um einmal allein mit ihr zu plaudern. Und als wir gerade im schönsten Zug sind, steckt die gute Tante den Kopf zum Fenster hinaus, freut sich sehr über meine Aufmerksamkeit — na, und mit dem Plaudern war's aus!

Aber ich bekam doch beim Abschied schon einen freundschaftlichen Händedruck, und das war doch wenigstens ein Schritt vorwärts, den Herrn Leutnant von seiner Stelle zu verdrängen. Und dann gingen ein paar Tage ziemlich ereignislos herum. Da komme ich heute abend in die „Goldene Sonne" an den Stammtisch! Sind da schon der Apotheker, der Zahnarzt, der Herr Rektor und stieren nach einem gegenüberliegenden Tisch. Und wahrhaftig, dort sitzt der Herr Oberförster, mein Kranker, und neben Frau Oberförster auf dem Sofa meine kleine Schöne in einem tadellosen weißen Kostüm, vollständig Dame vom Kopf bis zum Fuß. Und der kleine hochmütige Zug um den Mund wegen des blödsinnigen Aufsehens stand ihr ausgezeichnet. Ich hätte sie rein auffressen mögen, so goldig war sie. Und den Kerls am Stammtisch hätte ich gern den Hals umgedreht.

Ich natürlich schnurstracks hinüber und meine Aufwartung gemacht. Mochte der Stammtisch vor Neid bersten!

Es war ein reizender Abend, meine kleine Königin viel gnädiger wie die ersten Male.

Nun, und als der Herr Oberförster zum Aufbruch mahnte, schnell entschlossen, wie ich bin, bot ich mich an, die Herrschaften nach Hause fahren zu dürfen.

Nach einigem Hin und Her willigte man ein.

Zehn Minuten darauf stand mein Auto vor der „Sonne". Herr Oberförster wollte so gerne neben dem Chauffeur sitzen. Er hätte mir keinen größeren Gefallen tun können. Frau Oberförster und Inge im Fond. Der kleine Bengel und ich klappten uns die kleinen Sitze ihnen gegenüber herunter; so saßen wir ganz nahe in dem engen Raum, und ich konnte in das süße Kindergesicht schauen, eine ganze Weile, in dem unsichern Licht. Es war eine kühle Nacht bei der raschen Fahrt. Ich holte eine Decke für die Frau Tante hervor; meinen Mantel leate ich schweigend um Inges Schultern. Alfred, schilt mich einen Narren! Der schwere Duft ihres Parfüms, der in meinen Mantel eingezogen ist, umnebelt meine Sinne. Ich habe eben lange, lange meinen Kopf in seine Falten hineingedrückt. Es ist Nacht! Ich habe Stunden geschrieben an diesem Brief, aber ich hätte nicht schlafen können. Seit heute weiß ich ja, daß ich nicht mehr leben kann ohne dieses Kind. Ich glaube, ich bin sentimental geworden in meinen Zeiten. Ich will sie bei Tageslicht nicht mehr durchlesen, sonst würde der Brief wohl nie abgeschickt werden. Darum gute Nacht oder, besser, guten Morgen! Das erste fahle Tageslicht schimmert durch das Fenster. Dein Herbert.

(Fortsetzung folgt.)

Erste Hilfe bei sommerlichen Unfällen.

Von **Dr. Thraenhart,** Freiburg i. Br.

Die Beseitigung der schlimmen Folgen eines Unfalles hängt hauptsächlich von der Schnelligkeit ab, mit welcher dem Unglücklichen sachgemäße Hilfe geleistet wird. Aber nur diejenigen können erfolgreich Hilfe gewähren, welche die notwendigen Verhaltungsmaßregeln kennen. Da man im Falle der Not meist gerade an die einfachsten und wirksamsten Hilfsmittel nicht gleich denkt, raten wir unsern Lesern, die folgenden überall sofort anwendbaren Maßnahmen auszuschneiden und auf Ausflüger, Wanderungen, Rad- oder Gebirgstouren mitzunehmen; sie können dadurch sich und andern bei plötzlichen Unfällen unschätzbare Dienste leisten.

Sonnenstich und Hitzschlag. Lagerung des Kranken an einen kühlen schattigen Ort; Kopf erhöht. Oeffnung aller eng anliegenden Kleidungsstücke. Fleißiges Begießen von Kopf und Brust mit kaltem Wasser, oder Belegen mit nassen Umschlägen. Eingeben von Wasser, am besten mit etwas Kognak (Rum oder dergl.).

Sonnenbrand der Haut. Waschungen mit Molke oder Buttermilch oder Einreiben mit ungesalzener Butter.

Blitzschlag. Alle beengenden Kleidungsstücke werden geöffnet. Vorsicht bei Brandwunden! Kopf, Brust und Rücken kalt übergießen und leicht reiben (frottieren). Arzt holen.

Insektenstiche. Nie kratzen mit schmutzigen Fingern oder Fingernägeln (Blutvergiftung!). Bei Bienenstichen zunächst den Stachel mit dem daran haftenden Giftbläschen vorsichtig herausziehen. Ein Anschwellen wird am besten verhütet durch öfteres Einreiben mit einem der folgenden Mittel: Salzwasser, Arnikatinktur, Branntwein, Anisöl, Schmierseife. Tritt größere schmerzhafte Schwellung ein, so liegt die Gefahr einer Blutvergiftung vor und es ist ein Arzt zu befragen.

Kreuzotterbiß. Das gebissene Glied sofort oberhalb der Wunde fest umschnüren, um ein Weiterdringen des Giftes zu verhindern. Nun kann man die Wunde aussaugen, doch nur, wenn man unverletzte Lippen und gesunde Zähne hat; im Magen ist Schlangengift unwirksam. Auf die Wunde Wickel machen, die mit Weingeist oder Salmiakgeist getränkt sind; ist dies nicht zur Hand, dann Eis oder naßkalte Tücher auflegen, um die Aufsaugefähigkeit herabzusetzen. Innerlich: Rum, Arak, schwere Weine, um die Herztätigkeit zu erhöhen und den drohenden Kräfteverfall aufzuhalten. Zu Hause: heiße Getränke, trockene Schwitzpackung, heißes Vollbad! Arzt holen! — Die getötete Schlange nehme man zur genaueren Feststellung stets mit; oft ist es eine ungiftige Art und alle Angst war umsonst.

Pflanzengifte. (Pilze, Schierling, Stechapfel, Tollkirsche, Goldregen, Oleander usw.) Schnelle Entfernung des Giftes aus dem Magen durch Erbrechen, bewirkt durch Einführung des Fingers in den Hals oder Kitzeln mit einer Feder. Wenn vorrätig: Eingeben von viel lauer Milch oder lauem Bitterwasser. Man sorge dafür, den Kranken durch Reizmittel (schwarzen Kaffee, Rotwein), durch kalte Begießungen oder Abreibungen warm zu halten bis der Arzt kommt.

Ertrinken. Mund und Rachen sind mit dem tief eingeführten Finger sorgfältig von Schlamm, Sand und Wasser zu reinigen bei Tieflage des Kopfes mit seitlich gedrehtem Munde. Nun wird der Verunglückte auf den Bauch gelegt, Kopf und Brust etwas tiefer als der übrige Körper; dann drückt man mit den flachen Händen leicht gegen den Rücken, damit das in die Luftröhre und Lunge eingedrungene Wasser abfließt. Hierauf lagert man den Oberkörper erhöht, Beine herabhängend. Unterstützung der Atmung durch Reizung von Nasenlöchern oder Rachen mit einer Feder, durch Schlagen der Brust mit einem nassen Tuche. Erfolgen keine Atembewegungen, dann künstliche Atmung. Sofort Arzt holen.

Hausfrauenblätter.

Geh' unempfindlich nicht und ungerührt vorbei
Vorm Schönen dieser Welt, als ob's nicht Gottes sei.
Zu schauen Blumenflor, zu hören Vögelchor,
Hat er das Auge dir erschlossen und das Ohr,
Wenn du verstopfen willst das Ohr, das Auge schließen,
Kann Gottes Preis dir nicht ertönen und ersprießen.
Viel Schönes hat die Welt, das, um von dir genossen
Zu werden, Gott erschuf; genieß es unverdrossen. Rückert.

Fürs Haus.

Um versengte Wäsche wieder hell zu bekommen, mischt man etwa 120 Gramm Chlorkalk in einem Liter Wasser, welches aber sehr heiß sein muß; dann taucht man ein Leinwandläppchen in die Beize und überstreicht die Stelle. Kommen die Flecke vom Bügeleisen her, so überstreicht man dieselben mit einer Boraxlösung und bügelt schnell darüber weg, bis alles trocken ist. Oft hilft schon, d. h. wenn der Schaden gering ist, ein Bestreuen mit Kochsalz oder ein Bestreichen mit einem Brei, den man aus Tonerde, Zucker, Stärke und Gummi bereitet hat. Die Mittel helfen aber nur, wenn der Webfaden noch nicht ganz verkohlt ist.

Reis mit Kalbsleber. 6 Personen. 1¼ Stunde. Man läßt 50—60 Gramm Butter nebst einer Zwiebel Farbe nehmen, gibt 250—300 Gramm guten Reis (der vorher etwas blanchiert worden ist) dazu und soviel Wasser, daß der Reis eben bedeckt ist. In die Mitte legt man ½ Kilo in dicke Scheiben geschnittene Kalbsleber, salzt, deckt die Kasserolle zu und läßt das Gericht weich dämpfen. Zuletzt rührt man 5—6 Tropfen Maggis Würze darunter, richtet die Kalbsleber in der Mitte einer Schüssel an und den Reis rund herum.

Tierpflege.

Die Ohrenräude bei Kaninchen ist, falls sie schon größere Ausdehnung genommen hat, nur noch sehr schwer heilbar, und das beste ist das Töten der kranken Tiere, da die Räude äußerst ansteckend wirkt. Als Heilmittel wendet man Einreiben mit Perubalsam oder einer schwachen Kreolinlösung an.

Goldfische. Damit die in den Gläsern gehaltenen Goldfische nicht sterben, ist es nötig, daß man in die Gläser eine von den in unsern Teichen vorkommenden Wasserpflanzen hineinbringt, eine Schilfart, wie die gewöhnliche Wasserlinse, Entengrütze. Letztere namentlich ist leicht zu beschaffen. Diese Pflanzen haben die Eigenschaft, daß sie das Wasser rein halten und die Unreinigkeit zur ihrer Nahrung aufsaugen. Reines Wasser ist die erste Bedingung zu Erhaltung der Goldfische. In der Natur leben sie auch in pflanzenreichem Wasser.

Aus den Tagen der Metzer Belagerung.

Erzählung von **Ulrich Forcher.**

(Fortsetzung.)

Obwohl wir bereits im Bereich der französischen Vorpostenlinie waren, kümmerte sich zunächst niemand um uns, als wir so mitten auf der breiten Straße hinzogen. Freilich änderte sich, je näher wir Metz kamen, das anfangs so freundliche Landschaftsbild. Die Häuser, die links und rechts vor uns lagen, waren vielfach von den deutschen Kanonen in Trümmer geschossen, auch nicht wenige der Bäume in den Gärten und Parks waren schon durch Granaten zersplittert. In entsetzlichem Zustande waren aber alle Rasen- und Wiesenplätze, an denen wir vorüberzogen. Sie sahen entweder wie abrasiert aus, oder aber waren sie durch Pferdehufe wie eine Tenne festgetreten.

Jetzt bemerkten wir auch Pferde, die auf diesem festgetretenen Rasen frei und ohne irgendwelchen Hüter umherliefen und sich vergeblich in den Parks nach Nahrung umsahen. Die armen, halbverhungerten Tiere, die, wie wir nachher erfuhren, zum Schlachten bestimmt waren und daher keinerlei Futter mehr erhielten, sahen geradezu entsetzlich aus. Man konnte buchstäblich jede Rippe an ihnen zählen. Die Sträucher und Hecken, wo sie weideten, waren kahl, dazu war die Rinde der Bäume des Parks, soweit die Pferde sie erreichten, vollständig abgenagt. Wenn uns das Geschrei unserer beiden Kühe nicht den Herren Franzosen angemeldet hätte, wären wir wohl unbehelligt bis vor die Tore von Metz gekommen. Doch ihr Jammern klang in den Ohren eines Trupps Rothosen, die auf einem nahen Kartoffelacker mit ihren Faschinenmessern die Erde nach Kartoffeln durchwühlten, wie Sirenengesang! „Des vaches! Ne l'entendez-vous pas? Ce sont des vaches! („Kühe! Hört ihr es nicht? Das sind Kühe!"), mit solchen und ähnlichen Rufen stürzten die Halbverhungerten von ihrem Kartoffelacker auf uns zu. Die jämmerlich aussehenden Kerle hätten sich am liebsten über unsere zum Tode geängsteten Tiere hergemacht und sie auf der Stelle abgeschlachtet. Doch ein herzureitender Kapitän erklärte, daß dies keineswegs angehe, und fragte mich, was wir denn mit dem Vieh wollten. Ich erklärte ihm, daß wir es an die Franzosen verkaufen wollten, da es sonst doch requiriert würde. Der Kapitän lobte unseren Patriotismus und befahl einem Sergeanten, uns nach der in der Stadt liegenden Generalintendantur zu führen. Wir mußten dabei mitten hindurch durch das Lager einer französischen Division.

Dasselbe bot einen geradezu traurigen Anblick. Während sich die Herren Offiziere behaglich in den Villen und Schlössern eingerichtet hatten, lagerten die Soldaten nach wie vor in ihren kleinen Zelten, welche gegen Regen und Kälte nicht den geringsten Schutz gewährten. In der Nähe des Lagers war jede Art von Pflanzenwuchs völlig vernichtet. Die Wiesen und Stoppelfelder im weiten Umkreis waren von den meist herrenlos umherlaufenden Pferden bis auf die Wurzeln abgeweidet. Hinter dem Lager des Korps aber war ein fußhoher, mit Schlamm bedeckter Platz, der einen pestilenzialischen Gestank verbreitete und in dem zahllose verfaulte oder faulende Gegenstände aller Art, ja sogar zahlreiche Pferdeleichen, in grauenvollem Durcheinander staken. Die Soldaten jedoch, an denen wir vorüberzogen, bettelten uns als Bauern Verkleidete um Brot und Tabak an. Sie erzählten uns, daß sie seit Wochen von Kleiebrot und elendem, ausgemergeltem Pferdefleisch hätten leben müssen. Salz, um diese elende Speise wenigstens zu würzen, sei ihnen seit Wochen nicht mehr geliefert worden. Sehr ergrimmt sprachen sie sich über ihren Obergeneral Bazaine aus, den sie eine elende Memme nannten, einen Verräter, der im Solde der Preußen stehe und nur deshalb keine Ausfälle wage und so das Elend ins Unermeßliche vergrößere. Noch nicht ein einzigesmal habe Bazaine irgendwelchen Truppenteil in seinem Lager aufgesucht. Wenn nicht bald etwas für sie geschehe, würden sie noch samt und sonders zu den Preußen übergehen.

Auf dem Wege nach der Intendantur wurden wir von einer stets wachsenden Menge geringen Volkes begleitet, die mit lautem Gebrüll und aufgeregten Gestikulationen die sofortige Schlachtung der beiden Kühe verlangte. Doch dem Wunsche des Mobs sollte nicht willfahrt werden. Der Militärintendant ordnete, als er erfuhr, daß es sich um junge Milchkühe handle, die sofortige Verbringung der Kühe nach dem auf der Chambière-Insel liegenden Baracenlazarett an, wo ein großer Mangel an frischer Milch herrschte. Die von uns verlangte hohe Kaufsumme für die beiden Kühe wurde uns ohne weiteres ausbezahlt. Vor der Intendantur trennte ich mich von meinem Begleiter, Rittmeister v. R., mit herzlichen Händedruck. Ich habe den wackeren Mann, der zwei Monate später bei Paris fiel, in seinem Leben nicht wieder gesehen. Als Belohnung für meine ihm geleisteten Dienste überließ er mir die Hälfte der für die beiden Kühe gelösten Summe. Während sich der Offizier gegen die Esplanade hin wandte, um von dort aus einen Überblick über die Festungsmauern zu erhalten, eilte ich nach der Marzellenstraße, um bei unserem Milchlieferanten meinen Vater aufzusuchen. Als ich in das mir wohlbekannte Haus des Milchhändlers trat, fand ich dasselbe von den Kellerräumen bis hinauf zur Dachbühne mit verwundeten Soldaten angefüllt. Vergeblich sah ich mich in den ausgedehnten Räumlichkeiten nach meinem Vater um. Auch von dem Milchhändler war nichts zu sehen. Nach mehrstündigem Warten in einem mit Schwerkranken überfüllten Raume erschien endlich der Hausherr, der, wie fast alle Einwohner von Metz, die mir bisher begegnet waren, das Abzeichen des Roten Kreuzes trug. Glücklicherweise erkannte er mich sofort.

„Schade, daß du nicht gestern gekommen bist," meinte er, „dann hättest du deinen Vater noch hier getroffen. Jetzt ist er vom Chefarzt zu den Kranken auf dem Königsplatz kommandiert worden."

„So ist mein Vater Krankenwärter?" fragte ich.

„Allerdings", antwortete er. „Wer hier kein Geld hat und nicht verhungern will, der stellt sich in den Dienst des Roten Kreuzes. — Wir haben nämlich über 20 000 verwundete und kranke Soldaten in der Stadt!"

Während ich nach meinem Vater suchte, sollte ich bald merken, daß die Stadt Metz in jenen Belagerungstagen einem einzigen großen Lazarett glich. Es war kein Haus in der Stadt, in dem nicht Verwundete untergebracht waren. Der Königsplatz, auf den ich zuerst eilte, schien mir beim ersten Anblick in einen Riesenbahnhof umgewandelt. Hunderte von Eisenbahnwagen standen da umher, die alle in sog. „**waggons hôpitaux**" umgewandelt waren. Diese Spitalwagen waren teils mit Betten, teils mit Hängematten ausgestattet. In jedem der Wagen waren 12 bis 15 Verwundete untergebracht, für deren Speisung und Pflege je ein Krankenwärter Sorge zu tragen hatte. Auch meinem Vater war, wie ich vernahm, ein solcher Wagen mit Verwundeten anvertraut worden. Wie sollte ich aber seinen Wagen unter den vielen Hunderten von „**waggons hôpitaux**", die hier umherstanden, herausfinden? Wie ich von einem der Krankenwärter erfuhr, war es nötig geworden, das Wasser den Kranken, die auf dem Königsplatze lagerten, jeden Abend in vielen Fässern zuzuführen. Am 24. August war nämlich die Gorzer Wasserleitung, die ganz Metz mit Wasser versorgt hatte, von den Deutschen abgeschnitten worden. Die französischen Ingenieure hatten das vorausgesehen und beim „Pont des Roches" Dampfpumpwerke aufgestellt, welche Mosselwasser in die städtischen Sammelbecken schafften, wo es filtriert wurde. Da der auf dem Königsplatz befindliche Brunnen keine Verbindung mit diesen Sammelbecken hatte und nur ganz ungenügendes und schlechtes Wasser lieferte, hatte sich bei dem starken Wasserverbrauch eine besondere Wasserzufuhr als nötig erwiesen. Gegen Abend kurz nach 7 Uhr, wenn die Wasserwagen anfuhren, eilten sämtliche Krankenwärter, wohl dreihundert an der Zahl, mit ihren Eimern herbei, um für ihre Kranken möglichst viel Koch- und Trinkwasser zu erhalten. Hierbei, so meinte der Krankenwärter, den ich um Rat anging, würde ich Gelegenheit haben, die sämtlichen Wärter zu sehen und wohl imstande sein, meinen Vater aus denselben herauszufinden.

Meine inständige Bitte zu Gott, mich doch mit meinem Vater wieder zu vereinigen, wurde auch erhört. Ich erkannte unter den ersten, welche zu den Fässern eilten, die hochragende Gestalt meines Vaters, der einen Kopf größer war als alle übrigen Wärter und trotz der erlittenen Krankheit und der schon ausgestandenen Entbehrungen immer noch einen recht stattlichen Eindruck machte. Ich wollte, als ich ihn erkannt hatte, in meiner übergroßen Freude auf ihn zueilen und ihn umarmen. Er aber winkte mir ab und ließ sich ruhig seine beiden Eimer mit Wasser füllen. In angemessener Entfernung folgte ich ihm nun vorsichtig durch die Gassen der Spitalwagen. Erst als er sich seinem Wagen näherte, blieb er stehen und rief mich zu sich heran. Nachdem er sich nochmals umgesehen, stellte er seine beiden Eimer auf den Boden und umarmte und küßte mich aufs herzlichste. „Wir sind hier von einem Heer von Aufpassern umgeben", flüsterte er mir zu. „Verschiedene der Wärter haben gemerkt, daß ich kein geborener Lothringer, sondern Schwabe bin. Sie sehen in mir einen verkappten Spion und wollen mich bei der Kommandantur anzeigen. Ich war schon vor 14 Tagen in größter Gefahr, als Spion gemaßregelt und kurzerhand erschossen zu werden. Am 5. September befahl

Der Schlaf der Pflanze.

Von **Dr. E. Bade.** Mit Bildern nach Originalaufnahmen des Verfassers.

Morgens, wenn über der Wiese noch die phantastischen Nebelschleier im Halbdunkel so gespenstig auf und abwogen, wenn der Nachttau noch in großen Tropfen an all den tausend Gräsern hängt und das Licht der aufgehenden Sonne sich überall in den Wassertropfen bricht und aus ihnen funkelnde Lichtreflexe nach allen Seiten sprühen, dann sind die weißen Blumensterne der Gänseblümchen, der Kamille, die goldgelben Blütenkörbchen des Löwenzahnes und die goldenen Schüsseln der Hahnenfußarten alle dicht geschlossen Einfach grün liegt die Wiese dann da. Erst wenn alle die funkelnden Tautropfen von der höhersteigenden Sonne aufgesogen sind, öffnen sich die Blumenköpfchen weit, neigen sich nach Osten zu der Sonne entgegen, folgen ihrem Laufe nach Westen, und ist der Sonnenball hinter dem Horizonte verschwunden, dann schließen sich alle die Pflanzen wieder, falten ihre Blumenblätter dicht aneinander, als fürchteten sie sich vor dem Dunkel, und „schlafen". — Der Ausdruck „Pflanzenschlaf" rührt von „Linné", dem Vater der Botanik, her, der im Jahre 1755 eine Abhandlung darüber veröffentlichte. Die Aehnlichkeit des Pflanzenschlafes mit dem Schlafe der Tiere ist indessen eine rein äußerliche; es handelt sich bei den Gewächsen lediglich um Bewegungen der Laub- und Blütenblätter, die durch Lichtreiz ausgelöst werden; daß es sich hierbei um ein Ruhebedürfnis handelt, wie bei dem Schlaf der Tiere, ist kaum wahrscheinlich.



Kalifornischer Mohn, wachend.

Auch im Garten läßt sich an den Blüten vom Portulak, an denen des kalifornischen Mohnes (Eschscholtzia), der Mesembrianthemum-Arten usw. dieses Schließen und Oeffnen der Blüten leicht verfolgen. Die Blüten der genannten Pflanzen sind so empfindlich gegen Lichtmangel, daß sie ihre Blumenkrone schon zusammenfalten, wenn eine Wolke längere Zeit nur die Sonne verhüllt.



Wiesenbocksbart (Dragopon pratense), **wachend.**

Das Licht weckt die Blumen, nur wenige öffnen sich erst bei Einbruch der Dämmerung. Von den Tagesblühern sind einige früh wach, andere sind Langschläfer, die dann erst ihre Blumenkrone ausbreiten, wenn das volle Tageslicht sie trifft.

Manche Blumen halten auch um die Mittagszeit, wenn die Sonne ihr volles Licht über sie ausbreitet, einen „Mittagsschlaf", indem sie ihre Blumenkrone wieder in den Kelch verschließen und die Blütenstiele herabnicken lassen.

Zeigen sich im Frühlingssonnenschein die weiten Wiesenflächen bedeckt mit Millionen großer und kleiner Goldsterne des Hahnenfußes, des Löwenzahnes usw., baden sich die weißen Wucherblumen in der Lichthülle, die sie ganz umgibt, so scheint am Nachmittage der ganze Blütenschimmer fast wie ausgelöscht. Schon bald nach den Vormittagsstunden haben sich die goldigen Blütenzungen des Löwenzahnes unter dem steif emporgerichteten Hüllkelche verborgen, und der Hahnenfuß hat die leuchtenden Blätter seiner Krone fest zusammengeschlossen.



Kalifornischer Mohn, schlafend.

Dieses wechselnde Spiel von Schlafen und Wachen wiederholt sich bei den meisten Blumen durch mehrere Tage, solange ihre Blütendauer überhaupt währt.

Sehr schön kann man bei der weißen Seerose das Oeffnen und Schließen der Blüte beobachten. Um 7 Uhr des Morgens beginnt die Blume sich aus dem Wasser zu erheben und zu öffnen; mittags um 12 Uhr ist sie vollständig offen und befindet sich zu dieser Zeit etwa 5 Zentimeter über dem Wasserspiegel. Um 4 Uhr nachmittags bereitet sie sich zur Nacht vor, sie schließt ihre leuchtende Blüte allmählich, ist um 5 Uhr vollständig geschlossen und bis zur Wasserfläche zurückgesunken. Um 6 Uhr abends ist in keinem Gewässer mehr eine Seerosenblüte zu sehen.



Wiesenbocksbart, schlafend.

Der Wert des Oeffnens und Schließens für die Blüte besteht darin, daß der Blütenstaub in der geschlossenen Blüte sicher gegen die Nachtfeuchtigkeit geschützt ist und so nicht durch Wasser verdorben werden kann, andererseits aber verhindert die Schlafstellung, in der die zarten Blättchen dicht aneinander gerückt sind, eine Ausstrahlung der am Tage aufgespeicherten Wärme in die klare, kalte Nachtluft.



Mimosa pudica im Wachen.



Mimosa pudica, derselbe Zweig im Schlaf.

Eine Schlafstellung nehmen auch die Laubblätter der meisten Gewächse ein; sie bewegen ihre Blätter beim Einschlafen meist abwärts, so daß sie des Nachts nahezu oder vollständig senkrecht stehen, und wenden während der Nacht nicht ihre breite Fläche, sondern ihre scharfe Kante dem Himmel zu. Auch sie vermindern durch diese Stellung den Wärmeverlust durch Ausstrahlung, welche in klaren, sternhellen Nächten leicht Erkälten und selbst Erfrieren zur Folge haben kann, ganz besonders in den ersten Tagen des Frühlings.

Die Abwärtsbewegung der Laubblätter ist am Abend zuerst langsam und beginnt bei den verschiedenen Pflanzen zu verschiedener Zeit.

Alle Blätter, welche eine Schlafstellung einnehmen, bewegen sich nicht nur am Morgen oder am Abend, sondern in Wirklichkeit den ganzen Tag.

Bei fast allen Leguminosen lassen sich diese Blätterbewegungen vorzüglich beobachten, da ihre Blattstiele und Teilblättchen an kleinen zylindrischen Gelenken aus weichem Gewebe sitzen, welches sehr wasserhaltig und dadurch auch steif ist. Bei Lichtwechsel geht dieser Wassergehalt zurück, das Gelenk krümmt sich dann, und Blattstiele und Blätter werden dadurch mitbewegt. Pflanzen, die keine Blattgelenke haben, erzielen eine Senkung resp. Hebung der betreffenden Organe durch wechselndes Wachstum der Ober- und Unterseite, welches nicht von der Richtung der Lichtstrahlen abhängt, sondern lediglich von der Stärke des Lichtes bedingt wird. Hierher gehören auch die Bewegungen der Blütenblätter, die das Oeffnen und Schließen der Blüten bewirken. Gleiche Bewegungen ruft auch der Temperaturwechsel hervor.

Nie werden die Schlafbewegungen durch irgend welche Reizursachen, bei denen die Organe eine bestimmte Lage zur Richtung der gereizten Teile zeigen, hervorgerufen, sie stehen vielmehr in keiner Beziehung zur Richtung der Ursache.

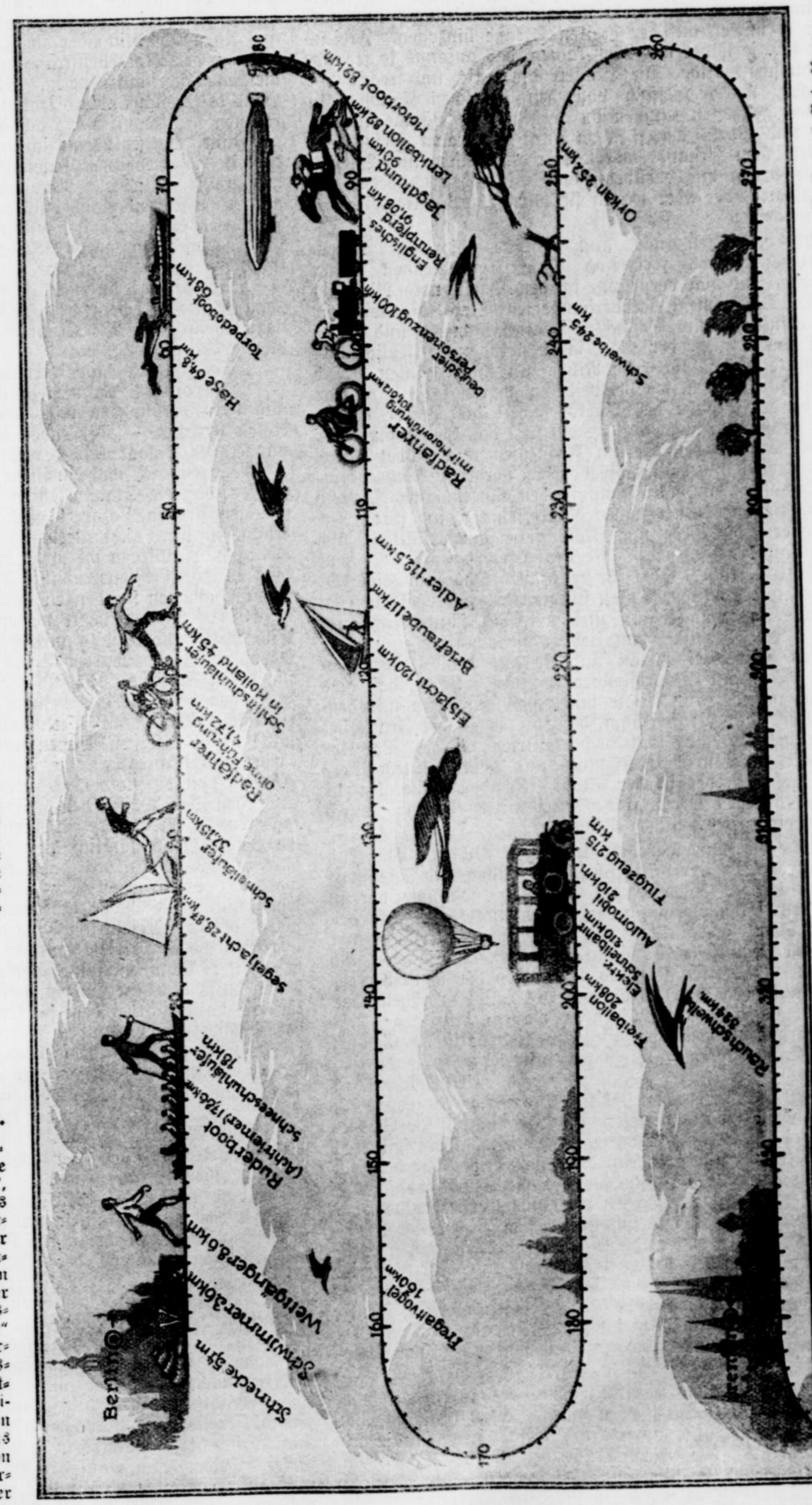
Sinnspruch.

Trau deiner Kraft,
Die oft sich schon bewährt!
Bleib treu der Scholle,
Die dich redlich nährt!

Wachstum und Kraft der Pilze.

Ein ebenso falscher wie weit verbreiteter Glaube ist der, daß die Pilze, die „Blumen des Waldes", ohne Ausnahme ein sehr rasches Wachstum besitzen. Während es allerdings Pilze gibt, die sozusagen über Nacht entstehen, gibt es wieder andere, die viele Wochen brauchen, um sich auszubilden. Schreiber dieser Zeilen verfolgte einmal das Wachstum einer sogenannten „Rotkuppe" und fand, daß sich dieser Pilz innerhalb von drei Wochen nicht nennenswert veränderte. Wie anders entwickelt sich dagegen der Bovista gigantea, der zuweilen einen größeren Umfang als ein Kürbis hat und bis zu dem respektablen Gewicht von 12 Kilo schwer werden soll! Naturforscher haben festgestellt, daß dieser Riese unter den Pilzen in einer einzigen Stunde durchschnittlich gegen 20000 Zellen zur Entfaltung bringt — das wären also in jeder Sekunde 5 bis 6 Zellen! Was ist dagegen das Wachstum einer Feuerbohne, die sich an einem Tage mehrere Zentimeter höher rankt; sogar eine Bambusstaude, die sich bekanntlich sehr rasch entwickelt und deren Tageszunahme nach einem Beobachter auf der Insel Java, ausnahmsweise einmal 17 Zoll betragen haben soll, bleibt noch in ihrer Entwicklung hinter dem Bovista gigantea zurück. Doch auch die Kraft der Pilze ist mitunter bemerkenswert. Im Schulhofe einer Dresdner Bezirksschule wurde vor wenigen Jahren eine Gangbahn hergestellt, die aus quadratischen Zementplatten von je 10 Kilo Gewicht besteht. Der Hausmeister dieser Schule bemerkte nun eines Tages, daß sich eine der Platten hob, und zwar innerhalb eines Tages um 1½ Zentimeter. In der Annahme, unter der Steinplatte ein Ratten- oder Mäusenest zu finden, hob er die schwere Platte ab und — erblickte zu seiner Verwunderung 14 weiße, daumenhohe Champignons, die die Herkulesarbeit verrichtet hatten.

O. Pr.



Was an Geschwindigkeit erreicht werden kann. Anläßlich der Höchstleistung des französischen Fliegers Brindejonc de Moulinais, der bekanntlich von Paris über Berlin nach Petersburg — etwa 1350 Kilometer an einem Tag — geflogen ist, wurde, wie vorstehendes Bild zeigt, eine interessante, auf die Stunde berechnete Uebersicht über menschliche, tierische und maschinelle Leistungen in der höchsten Geschwindigkeit zusammengestellt.